

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 12 (1908)

Artikel: Das Engadiner Museum

Autor: Camenisch, Carl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Engadiner Museum.

Nachdruck verboten.

Mit zehn Abbildungen.

Wer von St. Moritz-Bad durch den Waldweg dem See entlang geht und das Bild betrachtet, das sich ihm am jenseitigen Gestade des idyllischen Sees darbietet, dem fallen heute unwillkürlich die bekannten Worte ein: Wer Wunden schlägt, der kann auch Wunden heilen — und er denkt an den Zeitgeist in der Architektur. Es ist mit Recht viel geklagt worden über die Verunstaltung der Gegend durch die Architekten und Baumeister, manches ihrer Bauwerke sticht dem Beschauer wie ein Dorn ins Auge; aber erfreulicherweise sind in neuerer Zeit im Engadin auch wieder eine Reihe Bauten entstanden, deren Schöpfer sich in ihnen und durch sie als Männer der Kunst und nicht bloß des öden Handwerks offenbarten. Während man im berüchtigten Zeitalter der Rückternheit und Geschmaclosigkeit — in den letzten dreißig bis vierzig Jahren des neuzeitlichen Jahrhunderts — nach den schlechtgewählten Vorbildern des Tieflandes die Alpentäler und ihre Seestädte mit unförmlichen Hotelkästen verunstaltete, indes man die alten Engadinerhäuser mit ihren dicken Mauern und hohen Giebeln, ihrem großen Einfahrtstüre und kleinen Fenstern bloß mit einem verächtlichen Blick streifte, greift man heute wieder auf die Vorbilder zurück, die unsere Vorfahren auf Grund langer Erfahrung als das Richtige und Schöne erkannt haben. Und daß sie recht hatten, sagt sich heute jeder im Banauentum nicht ganz blindete, der seinen Blick von den aufdringlichen Hotelkolossoen, die statt eines organischen Abschlusses nach einigen Jahren des Bestehens gewöhnlich noch einen flachen „Dividendenstock“ bekommen, zu den Neubauten im autochthonen Engadiner Hotelstil hingleiten läßt, in dem, um nur ein Beispiel anzuführen, das Hotel „La Margna“ oberhalb des Bahnhofs von St. Moritz gebaut wurde.

Der Antrieb zu dieser erfreulichen Besserung ist nicht zum wenigsten von einem Bauwerke ausgegangen, das seit bald zwei Jahren am Wege steht, der von den Bädern zum Dorf des heiligen Mauritius emporführt. Es ist das Engadiner Museum (Abb. 1), an dem der seichte Weltbummler, dessen Lebensideale Sport und Flirt, Küche und Keller der Hotels Genüge leisten, achtlos vorbeigeht, der denkende und für wahre Kunst empfängliche Wanderer aber sinnend und betrachtend stehen bleibt, sich und das Haus in demselben Maße ehrend. Es ist wohl das beste Zeichen für die Art und Zweckmäßigkeit des Paues, daß er so gar nichts Auffälliges hat, vielmehr dascheht, als ob ihn die Natur aus dem Boden habe herauswachsen lassen in eine Umgebung, die zu ihm paßt, wie er zu ihr; denn glücklicherweise ist seine nächste Nachbarschaft von Entstellung frei geblieben. Das Haus steht gewissermaßen da als ein Paradigma für künftige Baumeister des Engadins, als ein Stück wahrer Heimatkunst, die mit Recht an Stelle des alles nivellierenden Schematismus der Gözen Mode und Geld, den Individualismus der Natur und Bewohner wieder in seine Rechte treten läßt. Eines schick sich nicht für alle! Eine Gegend, die sich in so vielen Dingen vom Tieflande unterscheidet, darf wohl das von sich fernhalten, was auch in der Ebene nur darum schön ist, weil es in der Natur keinen Rivalen findet, weil das Auge dort nur langweilige Linien und Flächen sieht und nicht durch fühl geschweifte Bergkonturen und einen reich gegliederten Horizont ästhetisch gebildet wird.

Der Erbauer des Museum Engiadinais, der sich auch durch eine Reihe anderer Bauten einen Namen von gutem Klang gemacht hat, Herr Architekt Niklaus Hartmann in St. Moritz, hatte keine leichte Aufgabe vor sich, als ihm der Schöpfer des Museums, Herr Richard Campell von Süs, in Telerina, den Bau

übertrug; denn es handelte sich darum, ein Haus zu bauen, dessen Räume alle schon da waren. Die Stuben und Kammern, die aus dem ganzen Engadin und seinen Nachbartälern stammten, mußten in einem Bauwerk derart vereinigt und gruppiert werden, daß sowohl der Grundriß des ganzen Hauses als auch der äußere Aufbau dem typischen Engadinerhause entsprach. Daß er die schwierige Aufgabe richtig gelöst hat, wird jeder zugesehen, der das Museum besucht.

Bevor wir das Innere des Museums ins Auge fassen, seien hier einige bedeutende Worte angeführt, die vor einem Vierteljahrhundert die Kaiserin Friedrich in einer Denkschrift niedergelegt hat. Sie sind so charakteristisch für die Anordnung der Antiquitäten von einst und jetzt, daß wir sie wohl ausführlich zitieren dürfen.

„Was macht,“ sagt sie, „den Besuch eines Museums für Leute so unendlich ermüdend und warum verwirren sich in der Erinnerung die Eindrücke des Gesesehenen so störend bei dem nach Kunstgenüß dürftenden Besucher? Weil die Masse des zu Betrachtenden so aufeinander gehäuft, als Ganzes so wenig schön ist, daß man gezwungen ist, sehr scharf zu sehen, um all die Schönheiten der einzelnen Kunstwerke recht gewahr zu werden, eine Arbeit, die nur dem sehr gut geübten Auge gelingt. So gehen wir an einer Menge der herrlichsten Dinge allzu rasch vorbei, weil man den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht. Kann aber einer nationalen Baufunktion eine schönere und sympathischere Aufgabe werden, als die herrlichsten Kunstwerke vergangener Zeiten richtig zur Geltung zu bringen? Sollen denn die Museen nur Speicher sein, worin die Schätze weggestellt sind, die man mit ungeheuern Kosten, großer Mühe, Geschick und Wissen gesammelt hat? Sollte man nicht ebenso glücklich aussstellen wie sammeln können im Sinne der auszublenden Künstler, die ihren Rat ja im Interesse der ältern



Das Engadiner Museum in St. Moritz (Abb. 1).

Kunst gewiß gern gewähren werden? Je mehr man anfängt, die Werke vergangener Zeiten zu würdigen und ihren wahren Wert zu erkennen, je pietätvoller müßte man mit ihnen umgehen, je mehr ihnen Geltung verschaffen..."

Diesem Wunsche trägt das Museum Engiadinais vollkommen Rechnung. Es ist keine Sammlung von alten Gegenständen, kein Raum ist überladen, alles ist vielmehr an seinem Platz, nichts zu viel und nichts zu wenig. Neben den einfachen Möbeln und Geräten stehen wahre Prachtstücke antiker Heimatkunst, und man muß staunen und danken, daß es dem unermüdlichen Sammler gelungen ist, diese Sachen vor jenen Antiquitätenhamstern zu retten, die schon seit Jahren das Land heimjuchen, um die guten Leute, die keine Ahnung vom Wert ihrer Erbstücke hatten, zu beschwärzen, ihnen ihre Schätze um geringes Geld abzutreten, damit sie sie hoch und teuer an reiche „Kunstmäcene“ verkaufen können. Wohl wenige haben geahnt, daß Herr Campell in aller Stille und ohne die Värmstrompete, die in ähnlichen Fällen oft mithelfen muß, um den Patriotismus, den historischen Sinn und die Kunstsiebe des Volkes und seines Geldbeutels zur Mitwirkung zu entflammen, eine so reichhaltige Sammlung angelegt hatte. Dafür darf er nun die Bewunderung, die seinem Fleize gezollt wird, mit Recht genießen.

Die Märchen wissen uns von einer Wunderblume zu erzählen, die dem, der sie pflückt, als Schlüssel dient für die Wunderwelt. Aehnlich geht es auch uns, wenn wir dies Haus betreten. Wie durch ein Zauberwort versinkt hinter uns die Gegenwart mit ihrem Lärm und ihrer Mode, und vor uns stehen die alten Zeiten und die alten Menschen, von denen uns sonst nur die Chroniken noch etwas zu sagen wissen. Der lärmende Fremdentribel, die Lokomotive und die Elektrizität hatten sie aus dem Reich der Oberkellner vertrieben, heute aber fehren sie gerne zurück in ihr Haus, wo sie wieder leben können wie einst, da sie kein unberufenes Auge sah und kein fremder Geist sie störte.

Nachts, wenn vom Turme die zwölftje Stunde hallt, die die Lebenden in süßen Schlummer lullt und die Toten weckt, dann kommen sie heran, nicht nur die, die oben im Dorfe den alten schiefen Turm mit ihren Knochen stützen; von allen Seiten hüpft's herbei, vom obern und vom untern Engadin, von jenseits der Berge, ja selbst von weit her treibt sie die Freude in ihr Heim. Schon sehen wir eine ganze Schar bei der ihnen wohlbekannten Bank vor der Haustür versammelt,

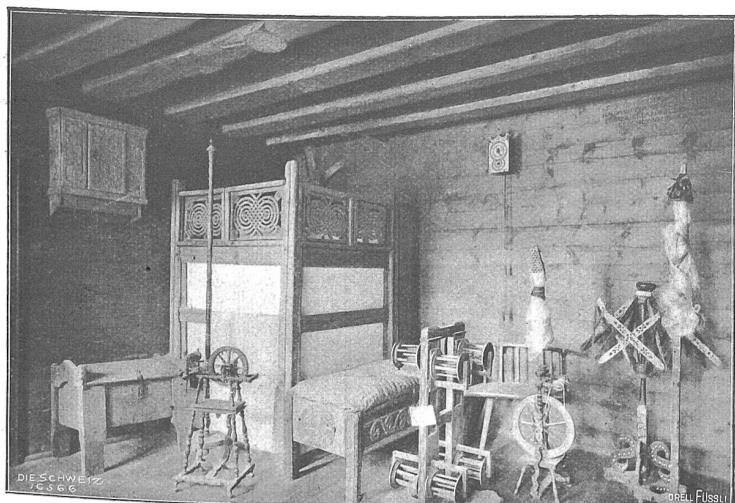
auf der sie einst vor alter grauer Zeit nach vollbrachtem Tagewerk ihren „Tramegl“, wie sie ihr Plauderstündchen nannen, hielten und die Freuden und Leiden ihrer Zeit besprachen, indes über ihnen ein altes Mütterlein, dessen Neugierde mit den Jahren gewachsen, am alten Lieblingsplatz, am Fensterchen des kleinen zweiseitigen Spitzerkers sitzt und aufmerksam dem Gespräch der Männer lauscht. Wir hören sie reden von Kriegsnöten und Pestzeiten, denen sie zum Opfer gefallen sind. Da ist einer, der trotz der Warnung des alten Engadinersprichwortes: Chi d'nu vain passar il Po, turnand a chas' el vain — sch'el po! (Wer von uns den Po überschreitet — nämlich als Söldner — der kommt wieder heim — wenn er kann!) ausgezogen war, um unter Strozzi, dem letzten Republikaner von Florenz, Siena in seinem Freiheitskampfe gegen seinen Feind, den auch den Bündnern verhafteten Medeghin von Musso, der im Namen des Kaisers den letzten Halt der Freiheit in Italien zerstören sollte, zu unterstützen, aber seinen Wagemut mit dem Leben bezahlt hat und sich jetzt seines schönen Todes rühmt. Der Reformator Gallizius und der „rätsische Vergil“ Simon Zennius trösten sich gegenseitig mit Pericles und andern Vorbildern des zu ihrer Zeit wiedererweckten Altertums, deren Leben und Streben wie dem ihrigen auch zu früh von der bösen Pest ein Ziel gesetzt worden. Pompejus Blanta, „der Spanier“, beklagt sich laut, daß Zenisch seiner Nachen in den Arm fiel und seinen Plänen mit der Mordart ein rasches Ende bereitete. Der alte Chasper Campell mahnt zur Eintracht, wie er es einst bei Anlaß einer Volksaufführung zu Süss im Gewande des Methusalem getan, als das spanische Gold die Parteiwut entflammmt hatte, und oben in der vom fahlen Mondchein kaum erhellen Laube aus dem alten Kloster zu Schuls murmelte ein bleicher Mönch traumverloren ein heißes Gebet für die Ruhe seiner Seele.

Wir treten ein in des Hauses Zentralraum, den «Sulér» den weiten gewölbten Haugang, der im Winter und bei Regenzeit tagsüber den häuslichen Arbeiten, abends dem Spiel und Tanz der Jugend gehört. Wir werfen einen Blick auf die Schlitten und prächtigen Pferdegeschirre, die Zeugen mancher froher Schlitteda waren und nun, den Wänden nach aufgestellt, von alten Zeiten träumen. Aus der „Buozerstube“, deren feinprofilierte Balkendecke mit dem Büffetschrank und dem typischen Ofen, hinter dem ein Holztreppchen (Burel) in das obere Zimmer führt, uns ins siebzehnte Jahrhundert versetzt, tönt uns der Wortstreit zweier feindlicher Brüder entgegen, von denen einer für Habsburg, der andere für Frankreich Partei nimmt und die nun sich gegenseitig Landesverräte schelten: ein trübes Bild der „Bündnerwirren“ jener bösen Zeit!

Ein schöneres Bild zaubert uns die gewölbte Küche (Abb. 2) vor uner Auge; denn vor uns steht im Geiste Donna Lupa, die tapfere Schleiferin, die den eingedrungenen Österreichern die dampfenden Kessel weist, in denen eine echte Unterengadiner «Schoppa da giuotta» (Gerstensuppe) brodelt für die Eidgenossen, die, wie sie in ihrer Geistesgegenwart erzählt, im Anzuge sind, um vereint mit den Bündnern an der Calven, die Österreicher samt ihrem Kaiser Max zum Lande hinauszuwerfen. Hier wurden auch schon vor alter Zeit all jene schweren Speisen gekocht, die heute noch bei den Engadinern beliebt sind, deren Frauen auch eine Menge Sorten von Backwerk zu bereiten



Das Engadiner Museum Abb. 2. Küche mit Plattenboden.



Das Engadiner Museum Abb. 3. Spinnstube aus Brail (Untereng.).

verstehen, zu denen sie soviel Butter verwenden, daß man — wie einer sich einmal treffend ausdrückte — beim bloßen Anhören des Rezeptes einen Verdauungsschnaps trinken muß.

Auf einer steinernen Treppe, die zum Schutze des oberen Stockwerkes gegen zudringliches Klauen- und Federvieh durch eine Gittertür abgeperrt ist, kommen wir zunächst in ein Zimmer aus Brail mit der Jahrzahl 1580 und „gestrickten“, d. h. aus Balken geziimmerten Wänden. (Abb. 3 und 4). Es ist eine jener typischen Spinnstuben (Stüva da filadé), die im Engadin wie ihresgleichen im Lande der Germanen allabendlich zur Winterszeit die Geschichten und Märchen der alten Weiber und die schlechtverwahrten Herzensgeheimnisse der jungen Mädchen vernahm und jetzt noch vernimmt, wenn die alten Trachten mit den feinen Stickereien und kostbaren Häubchen, die tagsüber oben im geräumigen Korridor des Museums sichtbar sind, sich beleben und fiebernde Mädchenseelen bekleiden oder Zirbelnusse knackende Matronen umhüllen.

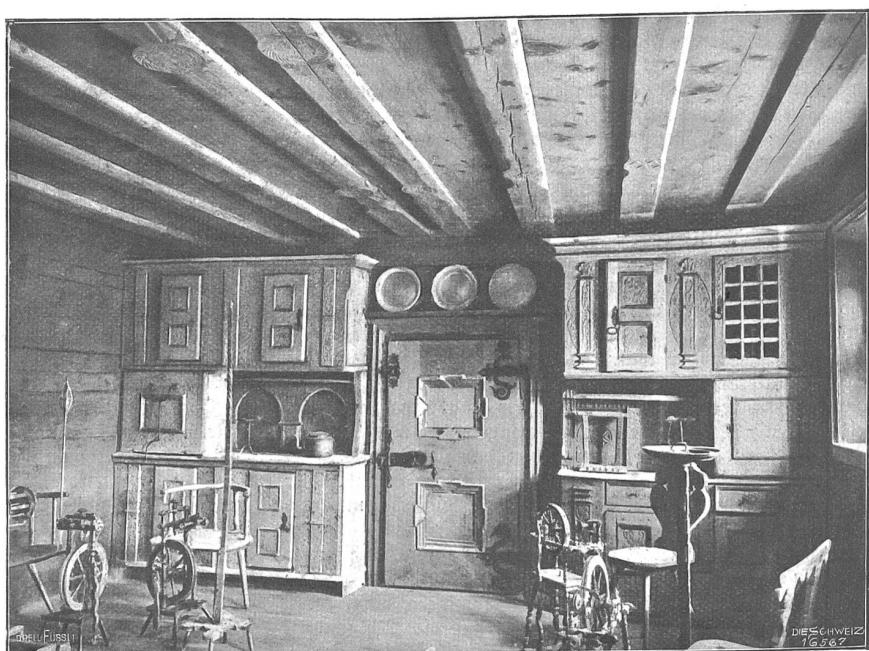
Und weiter führt uns der Rundgang in die „gute Stube“ (Stüva sur oder obere Stube) aus einem Zuozer Hause. Sie ist barock, wie die Leute, die sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts beherbergte und die, anders als ihre vorangegangene Generation, an Stelle der Weltpolitik der „Spanier“ und „Kronenfresser“, sich für die „reine und orthodoxe“ Lehre des Katechismus ereiferten, über ihrer Lokalpolitik die Welt vergaßen und am warmen Ofen, die Rolle der bescheidenen beati possidentes spielend, sich des langersehnten Friedens freuten, der endlich dem jammervollen Kriege ein Ende gemacht hatte.

Nach dem an historischen Erinnerungen reichen Misoxertale versetzt uns die Prunkstube aus dem Hause der Adelsfamilie à Marca in Mesocco (Abb. 5 und 6), deren merkwürdige und für dieses südliche Alpental charakteristische Schuppenornamentik der Kassetendecke, sowie der Möbel und Türen, die Lage der Schindeln auf den Dächern nachahmt.

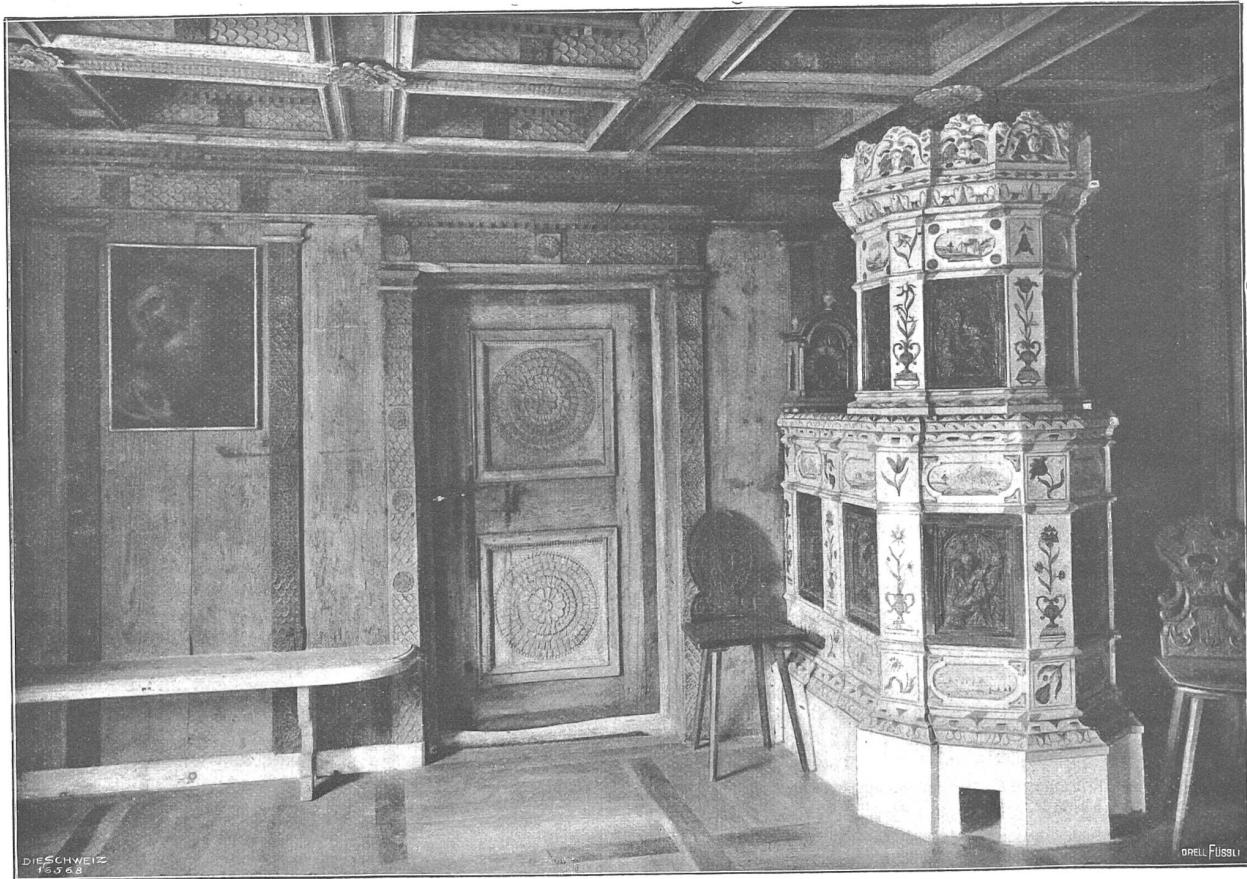
Durch einen mit Waffen und Truhen geschmückten Vorraum tre-

ten wir ein in den Rittersaal (Abb. 7), der einst im Hause der Visconti-Benosta zu Großost im Veltlin sich befand und ursprünglich als Gerichtssaal diente, als welcher er nach der Tradition eine traurige Berühmtheit sich erwarb. Wer die Stimme der Geister versteht, der hört, wie hier in der Mitternachtsstunde Robustelli den blutigen Befehl zum Mord aller Protestanten im Veltlin wiederholt, der an jenem bösen 19. Juli 1620 zwischen diesen vier Wänden erklang und sechshundert Protestanten das Leben kostete, da sie, trotzdem sie durch mehr als eine Bluttat gewarnt worden waren, auch Spanien und Rom nicht zu trauen wollten, was diese im Interesse der Politik und Geistesnechtschaft an ihnen mit ruchloser Hand vollführten. Aber auch der Nächter dieses feigen Mordes ist nicht fern. Drobén in der gotischen Weinstube (Abb. 8) sitzt er staubbedeckt, pflegt Rats mit seinen von gleichem Patriotismus und Haß gegen die Spanier entflammt „Gutherzigen“ und schmiedet Pläne für die Rache. Wie glüht das Auge des rätischen Wal-

lenstein und Gustav Adolf; denn diese beiden sind hier vertreten in der Heldengestalt des Präbikanten Jürg Jenatsch, der eben vor Robustellis Dolchen sein nacktes Leben über den Muretttopaz aus dem Veltlin nach dem Engadin herübergerettet hat und nun seinen Becher, mit Inferno gefüllt, der in der Nähe seines einst so idyllischen, jetzt mit Blut besudelten Pfarrhäuschens reiste, auf Bündens Befreiung aus der Macht der Habsburger leert. Er wird fortan die Kanzel mit dem Schlachtkroß und die Bibel mit dem Schwerte vertauschen und statt: Liebet eure Feinde! wird er von nun an predigen: Hasset die Spanier! Nicht weit von ihm steht der „gute Herzog“, das edle Werkzeug des unedlen Richelieu und seiner verschlagenen Politik. In seiner wehmütigen Miene steht zu lesen: „Einer von euch hat mich verraten!“ und Jenatsch spricht zu ihm: „Ich bin's; ohne diesen Treubruch war Rätiens Freiheit nicht zu erlangen! Der schlaue Kardinal, der Europas Geschichte zu lenken wähnt, kann nur mit seinen Waffen besiegt werden. Es tut mir leid um dich, mein lieber Roban; aber das Vaterland forderte von mir auch das. Du kämpfe weiter



Das Engadiner Museum Abb. 4. Spinnstube aus Brail (Untereng.).



Das Engadiner Museum Abb. 5. Brunnstube aus dem Hause à Marca im Misox (vom J. 1621).

für deine Ideale, und kannst du ihnen im Leben nicht mehr dienen, so suche sie im Heldentod!"

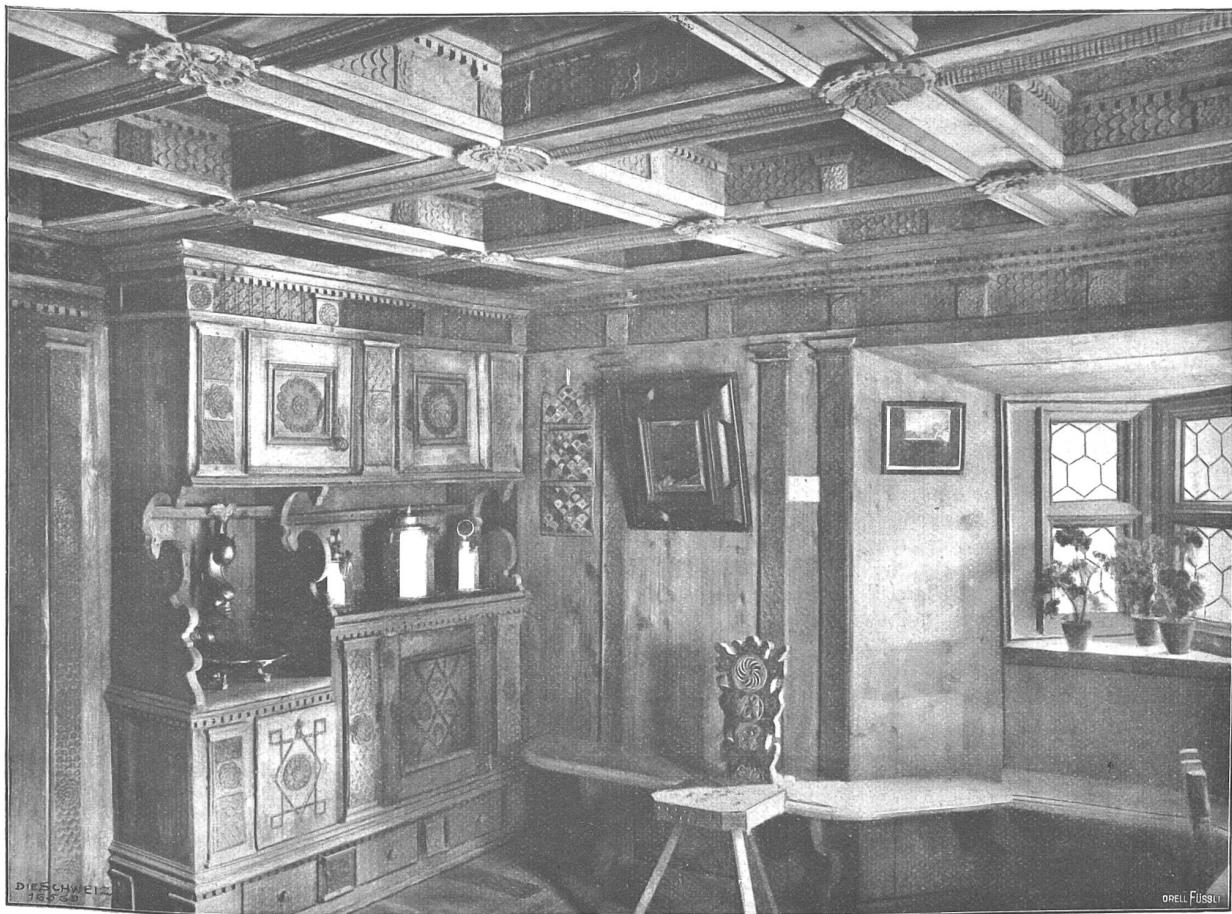
Draußen, jenseits des breiten Ganges mit seiner Holzdecke und dem originellen Sgraffito aus dem Planta-Hause zu Samaden ist die böse Pest eingezogen, die in früheren Jahrhunderten oft auch die Dörfer des gesunden Engadins entvölkerte. Als ein Memento mori grinst dem im Himmelbett vom Fieber Geschüttelten, dem kein Hoffnungsschimmer mehr leuchtet, ein scheußliches Totengerippe vom Himmel der Bettstelle entgegen (Abb. 9). Das düstere Bild treibt uns aus dem unheimlichen Raum, und wir gesellen uns im Vorbeigehen gerne zu den frohen Insassen der Herberge, die zwar voll Tabakstrauch ist, den fahrende Schüler, Künstler und Handwerksburschen, den geistlichen und weltlichen Verbote zum Trotz, aus ihren langen Holländerpfeischen paffen. Sie wissen manchen guten Witz und manche Geschichte zu erzählen, die sie erlebt oder gehört haben und nun zum allgemeinen Besten geben, bis die Wein- und Lumpenglocke sie aufs harte Lager treibt.

Gleich neben der Gaststube befindet sich die Chamineda oder Vorratskammer (Abb. 10), die die reichen Schätze des Haushaltes birgt und, zumal nach der Hausmeßg, reich versehen ist mit jenen delikaten luftgetrockneten „Binden“, deren Vorzüglichkeit der „Unterländer“ schon damals neidlos zugestand, als er dafür den Namen „Bindnerfleisch“ erfand. Hier ist die Haustfrau Königin, hier herrscht sie souverän und verfügt über die Schlüssel. Eine rechte „Massera“ setzte — wenigstens in der guten alten Zeit — ihren Stolz darein, daß immer noch ein ganzer Jahrgang Schinken und Binden, d. h. eine ganze Meßg vom Vorjahr, in der Chamineda hing, wenn neue Opfer des menschlichen Appetites auf die Schlachtkbank geführt wurden. Als im Jahre der unheilsvoßen Hochwasser —

1566 — der Inn die Brücke bei Süs weggeschwemmt, auf der sich gerade Ulrich Campells Gattin befand, da dachte sie in ihrer Geistesgegenwart an die zwei wichtigsten Dinge, die sie noch ausführen mußte: sie warf das Band mit dem Schlüssel zur Chamineda ans Ufer und befahl ihre Seele in Gottes Hand; dann verschwand sie in den Fluten.

Der Brunnenraum des Hauses und damit das Hauptstück des Museum Engiadinae, ist der hochgotische Saal aus dem ehemaligen Hause des Bischofs von Chur in Savognin, der mit seiner gewölbten Decke und seiner reichen Dekoration den Eindruck einer echten Herrenstube erweckt. Eben treten aus ihm zwei vornehme Engadiner uns entgegen, die sich gerade auf der Rückreise von Basel befinden und nach dem Julierpass weiterzureisen im Begriff sind, nachdem ihnen als „lieben Eids- und Puntsgenossen“ im Herrensaal von ihren Oberhalbsteiner Freunden der Ehrentrank gespendet worden. Es sind Balthasar Planta und Johann Travers, die im Namen und Auftrag ihres Heimattales vor dem hochlöblichen Rat zu Basel Klage geführt haben, weil der gelehrt Sebastian Münster in seiner „Cosmographie“, im leichten Glauben an die verleumderische Anklage eines Böswilligen, die Engadiner „größer Schelmen“ denn die „Zigeuner“ genannt hatte. Dafür haben ihnen Rat und Bürgerschaft und der Buchdrucker Petri an Stelle des verstorbenen Autors volle Satisfaktion erteilt und zu Urkund dessen einen Pergamentbrief ausgestellt, den sie triumphierend zeigen. Und sie dürfen sich darauf auch etwas zugute tun, hat es ihnen doch der Rat der vornehmen Stadt Basel schriftlich gegeben, daß sie „fromme und biderbe Lüte“ seien.

Im Korridor draußen macht sich ein Unterengadiner an der schweren Bärenfalle zu schaffen. Es ist der Großvater des Gründers des Engadiner Museums, ein echter Campell, in



Das Engadiner Museum Abb. 6. Prunkstube aus dem Hause à Marca im Misox (1621).

dessen Bügen noch die Unerschrockenheit seines Vorfahren, des Reformators und Historikers Ulrich Campell, des „rätselischen Herodot“, unverkennbar zu Tage tritt. Beide zeigten ihren Mut: der eine im Kampfe mit dem Unverständ und Übergläuben der Menschen, der andere gegen „Meister Pez“, dessen Nachkommen bis vor kurzem noch das Unterengadin unsicher machten. Vor nicht vielen Jahren hat ein Vertreter ihres Geschlechts dem Pfarrherrn von Scars auf einer Amtstreise einen solchen Schrecken eingejagt, daß er zum Trost und Aufschluß für seine Hinterbliebenen — auf den schlimmsten Fall hin — einen Zettel mit den Worten L'uors m'a maglià (der Bär hat mich gefressen) in seiner Angströhre — ipso facto — am Wege deponierte und davonlief, um glücklicherweise zu Hause das Gegenteil von dem melden zu können, was er in seiner Angst geschrieben hatte.

Die Geisterstunde naht ihrem Ende und unser Rundgang auch. Einigen haben wir noch nicht gesehen, dem wir hier zu begegnen hofften. Doch sieh, wer steht dort an einem der mit dem Wappen des Steinbocks gezierten Harnischträger, die im Hause eines jeden vermöglichen Bündners auf obrigkeitliches Geheiß hin sich finden mußten? Ist's nicht Graubündens Nationalheld Benedikt Fontana? Ja, er ist's. Den besten Harnisch

hat er gewählt; denn es ist ein harter Strauß, dem er an der Calven-Klause entgegengeht. Aber noch besser als sein Panzer und Schwert ist sein Mut, mit dem er auch noch im Sterben seinen Freunden den Weg zum Siege bahnen wird. „Frisch drauf und dran! Ich bin nur ein Mann, stürmt über mich hinweg, heute gibt es für uns nur Sieg oder Tod! Heute Bündner oder nimmermehr!“

Vom Turme hallt ein langgezogener Schlag. Noch tönt einmal mächtig durch die Gänge und Hallen der Ruf der Bündner im Krieg und Frieden: *Viva la Grischa!* Und dann wirds still, die Geister sind in ihre Gräber zurückgekehrt. Drobend aber am Himmel geht der Mond, der alte Philosoph, gelassen seine Bahne und läßt mit besondern Wohlwollen sein mildes Licht leuchten über dem Hause, das ihn an die guten alten Zeiten erinnert und an ihre Menschen, die viel gelebt, gefitten und gestritten und die, mochten sie auch manche Schattenseiten haben, wenigstens den großen Vorzug vor uns modernen Herdenmenschen hatten: scharfgeschnittene Charaktere zu sein und sein zu dürfen!

Wie manche Heldengestalt hat nicht das Schicksal aus dem harten Fels des Bündnervolkes herausgemeißelt! Et haec memissio iuvabit!

Dr. Carl Camenisch, Basel.

— Beate —

Novellistische Studie von Max Müller, St. Gallen.

III.

In ihrer Seele stiegen Bilder auf. Sie kamen und gingen von selbst, eines rief dem andern. Ihr Sich saß im Dunkeln und schaute zu.

Bilder aus einer fernen Zeit, die ihr nicht mehr recht wirklich vorkommen wollten! Nicht die Kindheit mit ihrem ungewissen, tändelnden Spiel. Man schätzt das, was man durch

Nachdruck verboten.